

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)
Band: 12 (1934-1935)
Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 10 März 1935

INHALT

| | |
|---|-----------|
| Gottfried Locher: „Im Anfang war das Wort“ | Seite 291 |
| K. Ingold: Um den Studenten | „ 295 |
| J. D. Rose: English University life | „ 298 |
| Emil Baldinger: „Happy days are Here Again...“ | „ 302 |
| Kurt Guggenheim: Entfesselung | „ 308 |
| Fritz Tschudy: Sommererinnerung | „ 313 |
| Bücherbesprechungen | „ 315 |
| Offizielle Mitteilungen | „ 315 |

Verlag von Müller, Wärder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Unfall-,
Haftpflicht-,
Dienstboten-,
Wasserschaden-,
Automobil-Kasko-,
Einbruchdiebstahl-
VERSICHERUNGEN
HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich



Die 5 Zürcher Brauereien
empfehlen ihre
gehaltvollen Biere

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG. ZÜRICH
BRAUEREI HALDENGÜT, WINTERTHUR
WEBER & CIE, BRAUEREI, WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI USTER, P. BARTENSTEIN AG.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XII. Jahrgang, Heft 10 — März 1935

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

„IM ANFANG WAR DAS WORT“.

Antwort an W. R. Corti.

„Zu den Dingen hin! O Mensch werde wesentlich!“ Das soll soviel heißen wie: laß Dich nicht verwirren, die „dunkle Geworfenheit“, in der Du Dich vorfindest, nicht mehr anzuerkennen! Sorge um Deine Eigentlichkeit! Dabei gilt es, sich in erster Linie zu hüten vor dem Trug des Wortes und seines magischen Zaubers, eines „mystischen Abstraktums“.

Wir wollen hier nicht erörtern, wie weit C. mit solcher Charakteristik Recht hat, sofern er von irgendwelchen „Worten“ redet. Hier hätte der Philosoph oder der Geistesgeschichtler „das Wort“. Uns will es allerdings bedünken, daß man mit „Zeichen“ Wesen, Kraft und Bedeutung des Wortes unter Menschen bei weitem nicht voll erfaßt. Denn über alle signifikative Bedeutung hinaus ist es einzig das Wort, welches unter den Menschen Verstehen und damit Gemeinschaft stiftet. Freilich auch alles Nichtverstehen und allen Streit. Die Zerrissenheit der Gegenwart, an der die Wortmächte aller möglichen Ismen in hervorragender Weise mitschuldig sind, scheint C. also wieder Recht zu geben. Auch die Geschichte der Kirche scheint ihm Recht zu geben. Trotzdem tut die Kirche nichts anderes, als nur immer wieder die merkwürdige Botschaft ausrichten, „der Mensch lebe nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“ (Math. 4.). Das heißt zunächst: Alles bloße Existieren ist Tod. Leben haben wir nur durch das Wort unseres Schöpfers, dessen Wort uns aus dem Nichts rief und über dem Nichts hält. Die christliche

Kirche lehrt ferner, der Mensch habe gemeint, er könne und wolle aus sich selber leben. Dadurch habe er sich von der Quelle seines Lebens getrennt, und sein Leben sei dem Tode verfallen. Leben gebe es seither nur dadurch, daß das Wort und damit das Leben von neuem erschienen sei. Dies Ereignis sei Jesus Christus. Darauf bezieht sich die evangelische Fundamentallehre von der „Rechtfertigung allein aus dem Glauben“. Denn der Inhalt des Glaubens ist das Wort. Nicht durch unsere Frömmigkeit oder unser Tun, sondern durch das Wort, durch einen Spruch Gottes wird die Sünde und damit der Tod außer Kraft gesetzt. Alles Elend, alle Vergänglichkeit, und alles was sonst in der Welt auf leiblichen Tod hinausläuft, und was soeben noch Ausdruck und Symptom jener Todesexistenz war, wird nun plötzlich zu leerem Spuk und Schein. Schließlich meint die Kirche: alle Dinge seien ebenfalls „durch das Wort gemacht“ und würden nur durch das machtvolle Wort Gottes getragen. Als wir uns vom wirklichen Wort trennten, das ist von unserem Leben, da wurden uns auch die Dinge fremd; leer, gespenstisch, unheimlich die Welt. „Eigentlich“ sollten wir ganz nahe und vertraut mit ihnen sein. Denn die Erde ist des Herrn, die Dinge sind des Herrn, und wir sind seines Geschlechts durch sein Wort.

Ob diese „mythischen Abstrakta“ vielleicht eine sehr reale und konkrete Bedeutung gewinnen können? Es ist diese Hoffnung, die uns leitet, wenn wir nach ihrer Beziehung zu Cortis Themen fragen.

„Um seine Eigentlichkeit besorgt sein“ heißt zunächst — wir führen diesen Terminus hier ein, weil wir von den „Dingen“ einen Augenblick absehen wollen — sein Selbst zu suchen. Das Selbst-bewußtsein ist der archimedische Punkt unseres Erkennens. Darum kann C. auch sagen, „zu den Dingen hin“ und „werde wesentlich!“ gehörten zusammen. Wer sein Selbst finden würde, der fände auch die Dinge, und umgekehrt. Wir erhoffen auf dieser Suche von unserem Selbst — die jetzt folgenden drei Bestimmungen sind es nämlich, die in ihrer Einheit das Selbst ausmachen —, daß uns ein Zentrum, ein fester Punkt im Denken und Leben gegeben werde, Ausgang und Ziel und Richtung auf dem Wege zugleich. Wir hoffen ferner,

daß uns von dorthier der S i n n unserer und aller Existenz aufgehen werde, so daß wir jenen Weg, den wir gehen oder gehen müssen, vor uns und anderen rechtfertigen könnten. Schließlich sehnen wir uns darnach, hier aus dem ewigen Taumel der tausend Standpunkte und Möglichkeiten herausgenommen zu werden, indem uns ein Maßstab gegeben werde. Maß aber gibt es nur, wo es G r e n z e n gibt. Man könnte die uralte Unendlichkeitssehnsucht des Menschen auch so verstehen, daß der Mensch eben in jener Unendlichkeit „endlich“ jene Grenze zu finden hofft, an der er zur Ruhe kommt.

Das Christentum nimmt merkwürdigerweise diese in jedem Menschen bewußt oder unbewußt brennende Sehnsucht, diese Existenzfrage, die über Unreife oder Reife, Unruhe oder Frieden, Unsinn oder Sinn, Vegetieren oder Leben entscheidet, zunächst gar nicht so furchtbar ernst. Es behauptet nämlich trotzdem, du sollest nicht dich selbst suchen, sondern Christus; besser: aufmerken auf Den, Der dich sucht und dir schon auf den Fersen ist und dich garantiert findet, wohin du auch fliehst. Nun tritt Er an die Stelle, an der du dein Selbst suchst oder hast. So paradox es klingt: mit dieser Stellvertretung Christi, gewinnst du auch dein Selbst. Er wird jener P u n k t, Ausgang und Ziel und Richtung in Denken und Leben. Er ist der S i n n. Und damit, daß Er dir begegnete, und an deine Stelle trat, wurde zum ersten Mal deinem Selbst die G r e n z e gesetzt. Weil es unendlich war, konnte es „sich nicht finden“, nicht „zu sich selber kommen“. So macht uns Christus aus hochmütigen Göttern zu wirklichen, endlichen Menschen. Genauer bezeichnet ist diese Grenze: das Du. Dies Du ist immer das Du Gottes. Gottes- und Nächstenliebe sind eins, denn es ist immer Gott, der uns im Nächsten mit seinem Willen entgegentritt.

Die „Dinge“ begrenzen unser Selbst nicht, denn wir können jeden Augenblick von ihnen abstrahieren. Aber nun empfangen wir aus seiner Hand die Dinge, aus der wir auch unser Selbst empfangen. Wir finden unsere Eigentlichkeit als die des Geschaffenen und Erlösten, Lebendiggemachten. Und die Aufforderung, wesentlich zu werden, das ist endlich sich selber zu finden, wird plötzlich gegenstandslos. Jenes Ich ist verschwunden, das von sich selber ausging, sich selber zu suchen, ein

ewig ruheloses Gespenst, das den Augenblick wieder entfuhr, wo ich es endlich zu fassen meinte. Denn es trat uns einer entgegen und gebot Halt.

An das Wort hält sich der Glaube. Der Glaube hat das Wort und sonst nichts. Alles was der Glaube hat ist aus dem Wort. Seit Jesu eigenen Verwandten und den philosophischen Kritikern seines größten Sendboten auf dem Areopag in Athen (Apg. 17) — bis zu Cortis Aufsatz — ist das, was am Christen das große Ärgernis ausmacht, indentisch mit dem, was ihn zum Christen macht: sein Glaube. Dieser Glaube ist tatsächlich eine eigentümliche Sache, den Den kern unbegreiflich, irrsinnig, den Religiösen eine Blasphemie. „Den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit (1. Kor. 1).“ In ihm führen die Christen jene merkwürdige Existenz, die aus jedem theoretischen oder praktischen Zusammenhang völlig herausfällt; weder faßt man sie begrifflich, noch wird jemals einer praktisch mit ihr fertig. In ihm sind sie wehrlos und an allen Orten unterlegen und haben doch die Welt überwunden. Sind allem und jedem fremd und entfremdet und sind doch schon in der Heimat. Wissen um die Gebrochenheit des Daseins wie keiner und rühmen sich, die Ganzheit und den Zusammenhang wieder gefunden zu haben. Peinigen sich und andere mit jenem „entsetzlichen Sündenbewußtsein“ und erklären gleichzeitig, sie seien Heilige. Fallen meist auf durch Rückständigkeit oder Konservatismus oder Gleichgültigkeit — und ihr Evangelium ist das Revolutio närste was es gibt, denn es ist nie erfüllt. Stoßen alle ab mit dem Anspruch, die alleinige Wahrheit zu besitzen und predigen die Liebe, sind aller Menschen Knecht und doch die einzig Freien. Es ist vor aller Augen, daß sie Not und Zweifel (ja, gerade auch den Zweifel!) und Streit auskosten müssen bis zur Neige, und doch „bringen sie eine gute Botschaft“ und fordern auf, zu ihrem Frieden zu kommen. Sie führen ein Dasein in Verzweiflung und leben von der Hoffnung. Kein Pessimist ist pessimistischer und kein Optimist optimistischer: alles ist ihnen Tod und „das Leben ist erschienen“. Wahrheit und Hoffnung und Leben ist ihnen „das Wort“. Gottes Wort, das fleischgewordene Wort, unser Herr.

Ihre Taten, ihre Kirche, ihre Frömmigkeit, ihre Vertreter

sind nicht darnach angetan, daß man viel Aufhebens davon machen sollte. Aber niemals werden sie aufhören, diesen ihren Herrn zu rühmen.

Zu den Dingen hin? Mensch werde wesentlich, also zu dir hin? Wohin nun eigentlich? „Ja, was würde ein Theologe dazu sagen?“ fragte H. Schlenker. Er würde nur den Ruf weitergeben dürfen Dessen, der gesagt hat: Kommet her zu mir! Es gibt so etwas, wie jene Angst, Sorge, Geworfenheit und Entfremdung. Aber wem die Augen wieder dafür aufgingen, daß die Dinge einen Herrn hätten, und daß wir diesen Herrn eigen seien, dem würde dies ganze Hin und Her, unsere ganze Geworfenheit und Angst ebenso wie die Höhenflüge unseres freien Geistes ihre Endgültigkeit, Wichtigkeit und letzte Schärfe verlieren. Dies alles wäre plötzlich umschlossen, wäre schon bestimmt von einer Entscheidung, die gefallen ist, vor und ohne unser Zutun. Er hätte keine Angst mehr um sein Selbst. Er wäre den Dingen wieder ganz nah und vertraut. Er nähme sein Leben wie die Dinge wieder aus der Hand seines Schöpfers. Er wäre wieder fröhlich. Er könnte wieder spielen. Er könnte an seinen Beruf gehen.

Das aber ist nicht Sache unserer Problematik. Es ist Sache der Gnade.

Gottfried Locher, theol.

UM DEN STUDENTEN.

Das Thema „Wesen und Ziele des Studenten“ ist schon häufig in Schriften behandelt worden, oft vom Standpunkt gewisser korporativer oder gar politischer Tendenzen (Wandervögel, Burschenschaften usw.). Oft setzt man sich allein zum Ziel, Regeln und Ratschläge für das Leben und die Berufswahl zu geben. In der „Tatwelt“, Band 4, 1928, Seite 71, wird die Eigenartigkeit der „Jugendbewegung im weiteren Sinne“ in folgenden Merkmalen gesehen: 1. In der Sehnsucht nach einer neuen Lebensordnung, ohne festes Programm, vielmehr aus dem eigenen Inneren unter Anpassung an die gegenwärtige kulturelle Lage, aber mit Überwindung des bloßen Intellektualismus und mit Kampf gegen die Vorherrschaft von Wirtschaftsgeist und von politischem Eigennutz. 2. Positiv wird angestrebt eine Er-

fassung der Totalität des kulturellen Lebens, vor allem der Kunst, der Religion, der Moral, der wissenschaftlichen Betätigung, der Arbeit. Das politische und wirtschaftliche Leben sowie die Gesinnung bei der eigenen Arbeit sind zu vertiefen. 3. Als Mittel zur Erreichung dieser Ziele werden Arbeitsgemeinschaften und Werkwochen genannt.

Ein Schatten fällt allerdings auf die Folgen, ein Schatten, und zwar um so schärfer, je energischer man ihr Ideal, den Aufruf zur Tat, zum seinsollenden Menschen, anstrebt: Die Jugendbewegung führt zur Gemeinschaft, die wie jede Gemeinschaft nivellierende Züge trägt. Kaum gestattet sie noch jene Einsamkeit, der die Jugend bedarf, um weite Pläne auszudenken, um zu sehnen und zu gestalten. Praktischen Wert werden die Bestrebungen erst haben, wenn sie sich harmonisch in ein abgerundetes Weltbild und in eine geschlossene Lebensanschauung einreihen lassen. Das ist nicht nur eine theoretische, sondern eine im großen Maße praktische Forderung.

In den Rahmen dieser Betrachtung fällt auch die Aussprache über das Wesen des Studenten. Pläne auszudenken, sehnen und gestalten, fallen in die Einsamkeit, aber sie gelangen zur kulturellen Entfaltung und Vollendung erst in Gemeinschaften.

Student ist, „wer immer strebend sich bemüht“, eine Definition, die allerdings auf den Menschen als solchen auch zutrifft, die aber gerade auch deswegen das Wesen und das Ziel des Studenten im tiefsten Kerne erfaßt. Denn der seinsollende Student verkörpert so recht das Streben zum reinen Menschentum, zur Kulturpersönlichkeit.

Grundsätzlich erfaßt, bedeutet der Student inhaltlich das gleiche wie der Mensch überhaupt, nur noch mehr in der Entwicklung begriffen, nur noch stärker als Vorbereitung angelegt — wie weiter der Schüler eine Vorbereitung gegenüber dem Studenten darstellt. Das zeigt sich besonders deutlich, sobald man die Frage nach dem Erziehungsziel der Schule beantworten will. Grundsätzlich muß die Frage überhaupt noch anders gestellt werden: „Welches ist das Erziehungsziel der Volksschule, der höheren Schule, der Hochschule, der Schule des Lebens? Immer ist die Antwort dieselbe: Persönlichkeitskultur.

Weg, der Grad der Ausbildung, der Vorbereitung sind verschieden.

Die Aufgaben des Studenten im einzelnen sind daher die gleichen wie die des Menschen überhaupt; nur der Charakter der Vorbereitung wird stärker betont.

Die Persönlichkeitskultur erfordert in allererster Linie eine sittlich gefestigte Persönlichkeit. In zweiter Linie stehen Kunst und Wissenschaft. Die Hauptzeit ist natürlich dem engeren Fachstudium zu widmen; doch die anderen Gebiete sind nicht gänzlich außer acht zu lassen. Auch sie sind in ihren Umrissen und Tendenzen kennenzulernen; auch sie sind zu würdigen. Das eigene Fach gewinnt Kulturwert erst im Rahmen einer Gesamtbildung, seine großen Ziele enthüllen sich erst im Rahmen des Ganzen, eines abgerundeten Kulturbildes. Auch treten die Eigenheiten des eigenen Faches durch Vergleiche und Parallelen schärfer hervor. Anlagen und Neigungen werden entscheidend wirken. Immer aber steht die Frage vor uns: Wie werde ich am sichersten eine ausgeglichene Kulturpersönlichkeit? „Größtmögliche Steigerung der Leistungsfähigkeit in der eigenen Disziplin im Rahmen einer Gesamtbildung,“ ist die Antwort.

Der Schwerpunkt unserer Kultur liegt heute auf dem Gebiete der Werkkultur, darum müssen wir auch hier heimisch werden und uns betätigen — wiederum aber nur im Rahmen der Gesamtkultur und wiederum, soweit es unsere Fähigkeiten und unsere Fachausbildung gestatten. Auch hier liegen Gefahren für jeden in zu starker Zersplitterung, die überall auch im eigenen Fach zum Dilettantismus führt. Man muß heute lernen, zu arbeiten, eine der wichtigsten Forderungen aller Kultur.

Zu dem wichtigsten Bestandteil der Werkkultur gehört in unserem „sozialen Zeitalter“ die soziale Tätigkeit, das Wollen und Handeln im Dienste der Gemeinschaft. Die Kommilitonen der meisten Hochschulen Europas haben sich dieser Idee nicht verschlossen (Arbeitsdienst usw.). Darum sei der Student das Sinnbild des strebenden, zum seinsollenden Menschen. Student ist, wer immer strebend sich bemüht.

K. Ingold, stud. phil. I.

ENGLISH UNIVERSITY LIFE.

The story is told of a foreign student arriving in Oxford, who asked his taxi-driver to take him to the university; the taxi-driver replied „There is no university here!“, and this reply, which is essentially correct, sums up in one sentence the difference between the university of Oxford and the great continental universities. In Oxford, and the same of course applies to the sister university of Cambridge, there is no single building which can be pointed out as the „university“. The word is applied collectively to a group of colleges (in the case of Oxford, twenty three for men and five for women), each of which is a separate entity, separately governed, and which has its own corporate and social life. In dealing with so large a subject as England's greatest university, it would be foolish to attempt to do more than describe a part of the whole, and of this, perhaps, the most interesting subject is that of the life of the average student in college.

A young englishman who wishes to enter Oxford or Cambridge is usually specially prepared at school for his future career, and some months before the opening of the academic year, he takes an examination at the college of his choice. This choice, in the usual english haphazard way, is largely governed by tradition of the kind that says „I must go to Balliol College; my father and my grandfather were Balliol men“. On the results of this examination, various awards of scholarships and exhibitions are made, a scholarship carrying with it a stipend of 100 pounds per year, an exhibition 60, whilst certain other candidates are offered entrance to the college but receive no award. Thus the junior members of the college are sharply divided into three classes; the scholars, the exhibitioners, and the „commoners“. These latter are the unfortunates who receive no financial assistance from the college, but must pay everything for themselves.

On arriving in Oxford, the young man's first care is to purchase his cap and gown, the sign of studentship, and the wearing of which on certain occasions is compulsory. The

scholar arrays himself in a long black gown, reaching to the knees, and a square cap with a long black tassel; the exhibitors and commoners must content themselves with a shorter gown, reaching only to the waist but are permitted to wear the same peculiar headwear as the scholars. Thus one can gauge the student's intellectual ability by the gown he wears. Having purchased his cap and gown, the student will seek his rooms in the college, and survey proudly his home for the next three years. Each student has two rooms, a bedroom and a sitting room, and these are cared for by a manservant, known as the „scout“. Each scout has twelve students to look after; he must clean the rooms, make the beds, polish shoes, make fires, and serve such meals as the student takes in his own room: but apart from this, he has many unofficial duties to perform for what he affectionately calls his „gentlemen“.

In his first week or two, our young student (or „freshman“ as the first year students are called) is a model of diligence. He rises at 7.30 and attends the service in the college chapel (this is compulsory on four mornings a week), and arrives at five minutes to nine for a nine o'clock lecture. But time changes all things and in a few weeks he will have learned much. He will know that a new gown is the sign of the freshman, and the beautiful garment which he purchased on his arrival will now be stained and torn, and the more ancient its appearance, the more proudly will it be worn. He will ignore the summons of the college bell for chapel until the last possible moment, and then will hurriedly dress and arrive five minutes late; he will make a leisurely breakfast, read his lecture list and decide that it will be much pleasanter to read „The Times“ by the fire than go at nine o'clock to hear Dr. Sidgwick lecture on „Molecular Structure“. Shortly after ten o'clock he may proceed to the second morning lecture, but at eleven the call of morning coffee becomes strong within him, and a quarter past eleven usually finds him in „The Super“ or „Ellistons“, which are popular meeting places for students, drinking his coffee and discussing the topics of the day with his fellows. So the morning is pleasantly passed away until midday, when the company gradually dissolves, one after another rising and saying „Well, good-

bye you chaps, I must do some work." At twelve o'clock he will either go to a lecture, or to his rooms to work privately, or in the case of science students to a laboratory to carry out some practical work until lunch time. From one o'clock until five the official life of the university stops completely. It is one of the great unwritten laws that in the afternoon there shall be no lectures, no laboratory work, in fact no compulsory work of any description. Of course a student may work privately if he wishes but more usually the ours from one until five are devoted to the English God, "Sport", and in this respect every taste is catered for. In winter he can play rugby or association ("Soccer") football; he can row; he can play hockey, or he can devote himself to track athletics. In summer the rigger and soccer are replaced by cricket and tennis, but rowing is the traditional sport of the university. Having finished his sport for the day, a bath is followed by tea in the junior common room (always referred to as the J.C.R.), and soon five o'clock arrives, bringing with it lectures to attend or laboratory work to do until dinner time, at seven.

Dinner in Oxford is more than merely a meal. It is also a ceremony, in which all the students take part, and at which a rigid etiquette obtains. It is held in the Great Hall of the college, which is usually the most beautiful part of the whole fabric. Panelled in black oak, hundreds of years old, and decorated with the portraits, many of which are priceless, of the benefactors and great men of the college's history, this room gives a unique example of the wonderful craftsmanship of the bygone centuries. This can also be seen in the silver beer tankards, many of which date from the fourteenth and fifteenth centuries, and which have been continually used by the students until the engravings and crests upon them have become almost obliterated with constant polishing. Before the dinner bell rings, the freshmen are not allowed to enter the hall, this privilege being reserved for the senior members, and also at table there is a very definite order of precedence. The head of the table is occupied by the most senior man present; scholars sit above exhibitioners, and exhibitioners above commoners; scholars in classics are above scholars in mathematics, and they

in their turn take precedence over scholars in chemistry. During dinner conversation must be very circumspect, as it is forbidden to mention a lady's name, to speak a foreign language, and above all, work must not be mentioned. The breaking of these rules involves the penalty of „sconcing“; that is, the transgressor must buy a sconce of beer (a sconce is a large silver tankard holding about one and a half litres), drink from it and pass it round the table, each student taking a drink and passing it on until all is finished. The time following dinner is usually free for private work, for society and club meetings, for cinemas, theatres, card playing or for any of the hundred and one activities in which Oxford delights. But it should be made clear that the greater part of the work done by students is carried out between the after dinner period and the early hours of the following morning. For some peculiar reason, the average student loves to laze away the whole day, and give his fellows the impression that he does no work, but will often study continuously from eight in the evening until two or three the following morning. In this connection it is as well to mention that rather vague person, the „tutor“. Each student has a tutor, usually an old man of ripe knowledge and experience, who acts as his director of studies, and who must be visited once or twice a week, after dinner. Stephen Leacock, the celebrated Canadian humorous writer once tried to investigate the problem of the „tutor“. He asked a student how his tutor directed him, and received the reply „well, we just go to his room and talk to him and he sits and smokes his pipe and nods; but you know we dont work with him“. From which Stephen Leacock concludes that after being systematically smoked at for three years, a raw schoolboy is changed into a ripe scholar.

Thus we may leave our friend the student with his evening before him; if he is not to be smoked at by his tutor he is free until midnight. When the huge bell (Big Tom) in Christ Church tower strikes twelve the porter locks the college gates, and woe betide the unfortunate who is shut outside for he must either attempt the hazardous business of „climbing in“ or he must stay outside for the night and take his punishment in the morning from the head of the college — either a large fine, or

perhaps expulsion. Midnight. Oxfords day is over. Let us hope that our friend the student is sleeping peacefully in his bed: and there we will leave him. **J. D. Rose**, Jesus College, Oxford, stud. chem. E.T.H.

„HAPPY DAYS ARE HERE AGAIN...“

Der alte Schlager scheint Wirklichkeit zu werden. Über einen grünen Platz mit einem Teich und mit breitästigen Zedern schlendern Ruedi und ich nach der Promenade des Anglais. Wir haben im Hotel schon verteilt, was heute gebraucht werden darf: 8 francs für die Karte im Autobus, 10 francs für das Mittagessen, und 20 francs dürfen für persönliche Liebhabereien durchgebracht werden.

Die Gäste, die um neun Uhr schon spazieren gehen, gehören in Nizza zu den Raritäten — umso ungenierter baden zwei Scholaren, während in den Strandrestaurants die Kellner die Stühle zurechtrücken, der Andenkenverkäufer seine Burg aus Postkarten und Alben aufbaut, der Schnellphotograph die Linsen poliert und von der Mauer aus einen Eimer Wasser schöpft, um darin seine Wundersalze aufzulösen.

Weit draußen ziehen Reihen von Wellenkette, von weißem Schaum gekrönt. Sie steigen im dunstigen Blau langsam auf und nähern sich dem Strand — Tag für Tag strahlt Sonne, Wärme, Schönheit — Tag für Tag erglänzt das Meer vom tiefsten Saphir bis zum hellen Türkis — Abend für Abend ein vielfarbiges Aufblitzen der Lichter. Kleine Fische, die an die „Grundel“ des Zürichsees erinnern, schwänzeln durch das lichte Grün, um pfeilgerade zu fliehen, wenn einer der Knirpse, die ihrer Mutti zeigen wollen, was sie können, mit der Zehe das Wasser berührt. Draußen schwimmen zwei; zuerst folgt ihnen ein Hund. Als sie nicht zurückkehren und nur noch wie zwei Punkte schweben, kehrt er zurück, die nutzlose Anstrengung scheint seiner Faulheit zu widersprechen. Triefend schüttelt er sich das Fell, um die Sonnenbrandgesalbten zu bespritzen und sich nachher sorgfältig den Bauch zu lecken.

Kleine Jungen spielen zwischen den Booten, deren abgeschabte Kiele sich himmelwärts recken. Die großen Kiesel-

steine rollen bei jedem Stoß der blaugrünen Flut aufwärts und zurück. Wenige Fremde plätschern schon im Wasser herum. Es sind zumeist die, die schwimmen lernen wollen, und es ist ihnen lieber, wenige unbedeutende Häupter als Zuschauer zu haben als Nachmittags die witzelnde Schar eleganter und prominenter Müssiggänger. Unter dem Schutze von Sonnenschirmen, unter denen meist auch ein Hündchen oder sonst ein „Pfui-setz-dich“ Platz findet, werden Näschen gepudert, Briefe gelesen, Schultern eingerieben, Nägel gepflegt. Ruedi und ich sind wieder soweit trocken, daß die Oberlippe leicht salzig schmeckt — man merkt gleich den Unterschied vom Seewasser. Wir ziehen unsere dünnen Hosen an, verzichten auf Kravatte und Hut, denn hier ist es im Sommer Sitte, aus wenig Kleidern Leute zu machen — sonst ist man kein „Typ“. Wie wir so unsere Bequemlichkeit zum Autobusbahnhof räkeln, sieht man uns nicht einmal an, ob wir mehr oder weniger im Sack haben als jeder andere, der hier nach Rezept oder freiwillig seinen Morgenspaziergang macht.

Nizza hat einen Autobusbahnhof — sieht aus wie der Paradeplatz in Zürich, nur eben Autobusse statt Trams. Alle Unternehmer müssen ihre Wagen hier abfahren lassen. Es soll einst scharfe Konkurrenz gegeben haben — sogar für zwei Francs seien sie einmal nach Monte Carlo gefahren, nur um zu unterbieten. Wir steigen in einen blauen Wagen, der Richtung Menton fährt.

Auf einer kleinen Anhöhe, auf die die Sonne wacker niederbrennt, liegt ein einfaches Haus, das sich einladend „Hôtel du vieil abri“ nennt. Villen stehen in gitterumschlossenen Gärten, Pinien hängen über die Eisengitter und werfen das halbe Schattenrund ihrer Schirme auf die Straße. Der pneumatikumschlungene Mann von Michelin herrscht als Straßenreklame vor, ab und zu auch eine Liqueurflasche von Dubo-Dubon-Dubonnet oder Cointreau, dazwischen einmal St. Raphaël Quinquina.

Immerzu! Spiegelglatte Straßen im ganzen Golf. In der Ferne sieht man die Küste immer schmaler werden, grünliche Rücken mit Schaummähnen krümmen sich ins Unabsehbare. Dort ist wohl schon Italien — Cointreau hat dort nichts zu

suchen, denn es ist die Domäne des Olio Sasso. An jedem Laternenpfahl der Bahnhöfe, an jeder Säule, an jedem Wasserturm die Tafel von Olio Sasso. Der Sprachenunkundige könnte glauben, jede Station heiße Olio Sasso, wenn's gut geht zur Abwechslung vielleicht auch Radio Marelli.

Scharf biegt die Straße um Cap Ferrat und erklimmt noch höher den Fels. Gartenterrassen erheben sich in solcher Höhe, daß man von der einen über die Kronen der uralten Bäume, die auf der untern stehen, auf das Meer sehen kann. „Energie ist der beste Triebstoff der Welt“ verkündigt die Hütte bei der nächsten Tankstelle. Jetzt geht die Straße ein kurzes Stück neben der Eisenbahnlinie her, ein Eisenzaun mit hohen Spitzen trennt sie. Eine Kurve — ein Straßentunnel führt durch einen trotzigem Vorsprung — „Brasserie de Monaco“ lese ich an dem hohen Gebäude — es soll die einzige und nötigste Fabrik im ganzen Fürstentum sein.

Eine Freude, diese engen und peinlich saubern Straßen des Felsennestes Monaco zu durchwandern. Polizisten im Überfluß — jeder trägt eine Uniform, die an Eleganz und Zierart der eines Generals in viel bedeutenderen Ländern nicht nachsteht. Und was tut der Mann? Ein paar Schritte, die Hände auf dem Rücken, ein Blinzeln in die Sonne — ein Blick auf die weißen Schuhe — ein Zwinkern auf das Meer. Keine Bußen gibt es zu fällen, keine Demonstranten in Schach zu halten, kein „System“ zu stützen. Der Zürcher erinnert sich gern, welcher trefflichen Ausdruck seine heimatliche Sprache diesem Dasein geprägt hat: Flohnerleben.

Durch den leuchtenden Sonnentag fährt eine Segelyacht vom fernen Cap herüber und läuft in der einzigen Bucht ein. Sie bildet einen winzigen Hafen, derart in Felsen eingeschlossen, als hätte Menschenhand ihn in die Klippen gesprengt. Ruedi sagt, Monte Carlo sei interessanter und übrigens gebe es solche Felsennester der ganzen Küste entlang. So ziehen wir langsam die leeren Gassen hinunter. Der Schloßplatz liegt vereinsamt; als wir am Tor vorbeigehen, bimmelt es 1 Uhr. Aus dem Dunkel des Torganges tritt ein Soldat, um die Wache abzulösen. Die Kirche ist geschlossen — ein breites steiniges Bachbett ist von der flammenden Blütenpracht des Oleanders

bedeckt — das ausgebrannte Gestein ist von Efeu und wildem Geißblatt umspinnen. Eidechsen generationen spielen zwischen den großen Büschen von Feigen und Myrthen, ab und zu halten die flinken Tierchen inne, um die Vorbeigehenden mit glänzenden Augen und mit bebendem Atem zu betrachten.

Im kleinen Hafen stehen ein paar Fischer und Matrosen an der Brüstung der Mole, die die Wellen zurückhält. Schläfrige Monegasken sitzen auf der Treppe, die zum Wasser führt und auf deren Stufen ein kleiner und glücklicher Tagedieb seine Fischrute flickt. Zu den Füßen der Felsenburg liegt Condamine, die Stadt zwischen Monaco und Monte Carlo. Wenn man durch ihre Straßen geht, ist nichts zu spüren vom hastigen, gierigen Wesen des Glückstempels auf der jenseitigen Anhöhe. Nicht nur Gemüse, Obst und Fleisch werden in der Markthalle verkauft, auch Schuhe, Kleider, Kurzwaren — einfach alles, was man in einem Haushalt brauchen kann. Hier kaufen wir unser Mittagessen. Mit Rücksicht auf die Hitze wird das meiste Kapital in Trauben investiert, zwei Brötchen und ein Häufchen Salamischnitze dazu sollten genügen. Wir setzen uns damit an den Hafen, stellen uns vor, daß hier jeden Winter feudale Wagen im Autorennen von Monte durchs Ziel fahren und rupfen Beere um Beere vom zähen Stiel.

Hinter Monte Carlo steigt ein gewaltiges Felsenamphitheater auf, Terrasse auf Terrasse, bis Zinken und Zinnen die höchsten Reihen abschließen. Sie gleichen phantastischen Burgen, Wohnsitzen von Göttern, die dem Tanz ums goldene Kalb im Tale zuschauen. In den Gärten hängt an jedem Stück Fels ein Pflänzlein, der Ginster läßt sein Gold über die Höhlen flinker Echsen rinnen. Auch die Menschen genießen diese Herrlichkeiten der Schöpfung, inmitten der wilden Küste wohnen sie in hellen Häusern mit festlich umrankten Loggien und Altanen. Mehr oder weniger deutlich erwachen in jedem Besucher die Empfindungen, welche die romanhaften und tragischen Geschichten, welche man sich von Monte Carlo erzählt, in seinem Innern erregt haben. Durch die Palmenalleen, die längs der Blütenteppiche zum Heiligtum führen, huschen Gärtner — bereit, jedes herabfallende Blatt gleich in den Korb zu wischen. Vor dem Hotel de Paris steht ein Sportwagen mit

einem Berner Schild. Man könnte hier warten, wenn man wollte, und den Landsmann begrüßen. Ein Riese mit langem schwarzen Rock repräsentiert die Würde dieser Gaststätte, in welcher der eine oder andere der zahlreichen Aufwärter mehr Gentleman sein mag als mancher der goldgierigen Gäste.

Jeder hat 20 francs Betriebskapital, mehr gab es nicht, denn jeder wettet, es packe den andern — das Spielfieber nämlich. In einer Vorhalle des Glückstempels stehen und sitzen Herren im Frack und erteilen Eintrittskarten, wenn sie sie nicht verweigern. In welchem Hause man wohne, auf welcher Linie man hierher gefahren sei, welchen Beruf . . . usw.

Der Eintritt zu einem der profansten Orte der Welt wird eingeleitet mit einem Akt, der an Feierlichkeit einer Gerichtssitzung nicht nachsteht: sieben Häupter im Frack, mit einem Präsidium auf erhöhtem Sitz, richten gleichzeitig ihre prüfenden Blicke mit Ernst auf den Eintretenden, der sich mitunter wohl als Angeklagter fühlen mag. In eine dämmerige Vorhalle kommen die Gäste aus den Spielsälen, sie grüßen Bekannte (ich habe noch nicht die Ehre), loben ihre Gewinne, bedauern Verluste. Wir halten endlich unsere Karten in den Händen, die uns berechtigen, einen ganzen Tag lang viel Geld hier zu lassen.

Am Eingang des Saales ist schließlich das letzte Examen bestanden, die Karte zum letztenmal vorgezeigt, dann springt die Phantasie vor:

Hier also ist's, wo Ratlose nach Verprassung einkassierter Gelder die letzte Rettung suchen;

hier also beginnt ihr Ende, deren Leichen das Meer auf die Felsen wirft;

hier also starten sie, deren Kadaver man unter Palmen und Laternen sammelt;

Hier also ist's, wo die Statistik feststellt, daß sich nie mehr als fünf Menschen jährlich das Leben genommen haben;

hier also ist's, wo alles vergoldet, lederbezogen und verschnörkelt protzt, Fenster und Spiegel werfen eine Flut von Licht auf das Parkett. Aber diese Prunkanhäufung weckt kaum ein Echo in uns. Der Lebensstil, der hier seinen Ausdruck fand, seine ganze Kälte und Steifheit müssen in unsern auf Zweckmäßigkeit eingestellten Tagen befremden. Man staunt höch-

stens, daß es Menschen gab, die ein solches Milieu als Gipfel empfanden. Und in der Tat, keiner der vielen Eintretenden schenkt der kostspieligen Pracht der Decken und Wände einen Blick — gelegentlich sieht einer oder eine in die mächtigen Spiegel, um dies oder jenes zurechtzupfen — das ist alles.

Wer will aber auch verlangen, daß man diese Pracht bestaune, wenn auf fünf Tischen eine kleine Kugel, die klirrend in ein Messingbecken rollt, oder zwei Reihen von Spielkarten, deren Augenzahl starre Blicke verfolgen, auf gespannten Gesichtern Freude oder Enttäuschung auslösen. Eben hat Ruedi seine Schachtel Sullana aus der Tasche gezogen und mir herübergereicht, als etwas mit einem großen Klappenhut, das neben ihm sitzt, schon um eine Zigarette bittet. Ob wir schon gespielt hätten? An einem feudalen Ort spielt man nicht gern die Rolle eines bescheidenen Freundes des Fredy Bünzli mit dem blauen Couleur, und so nicke ich ganz niedergedrückt.

„Sind Sie Schweizer?“ Wir sind ganz Bejahung.

„Verloren?“ Das Nicken wird um einen Grad deprimierter.

„Wieviel denn?“

Wir finden Worte, nein, nur eines: „Fünfzig“.

„Schweizerfranken?“ — „Nein, französische!“

„Aber das ist doch noch gar nichts, gar nichts ist das für einen Schweizer, fünfzig Franken. Geben Sie mal her — sehen Sie, jetzt hat es siebenundzwanzig gegeben — warum denn nicht — haben Sie auch kein Glück am Montag?“ — und damit sind wir wieder allein und kommen uns doppelt klein und häßlich vor.

Wenn man die vielen Gäste sprechen hört — Exoten und solche, die es werden wollen, so hat man keineswegs den Eindruck unter Fremden zu sein — eher gleicht die Gesellschaft einer großen Familie, denn alle denken nur das eine, sprechen dasselbe — Glück wird bewundert — Pech wird beklagt, neue Pläne werden ausgeklügelt. Mit dem ernstesten Gesicht von der Welt sehen sie nur die Kugel, das Fach, in das sie springt, die Farbe, die sie gewählt hat. Würde man den einen oder andern fragen, ob denn das nicht verrückt sei, so würde er vielleicht mit Roda Roda („Ich schreibe meinen Namen ohne Bindestrich“) antworten: Junger Mann, Sie sagen also, Sie sind ver-

nünftig! Nun, die erste Aufgabe des Seelenarztes ist, Sie von diesem Wahn zu befreien.

Diese Gesichter haben e i n e n gemeinsamen Zug, den Ausdruck gespannter fiebernder Erwartung, sind sie doch beseelt von dem einen Gedanken, dem einen Verlangen, der einen Gier — gewinnen — gewinnen!

Als wir nach zehn Uhr im Autobus zurückfahren, blitzen Lichter auf an der Küste — mehr und mehr. Vom Strande aus scheinen sie die Felsen zu erklimmen, bis gegen die Gipfel, die seit dem späten Nachmittag in graue Nebel emporragen.

Monte Carlo — dieser wohl lautende Name bleibt leicht im Gedächtnis und wird zum Inbegriff alles Glanzvollen und Prikkelnden.

Es hat uns noch einmal hinausgezogen. Auf der Heimfahrt drückten sechs Zwanzigfrankenstücke die Taschen der dünnen Sommerhosen nach unten — ein bißchen Vorsicht und ein bißchen Glück. Die Kantonalbank gab mir dafür fast fünf Fünfliber — welch Problem für einen Studenten, dies Geld durchzubringen!

Emil Baldinger, iur.

ENTFESSELUNG.

Unter diesem Titel erschien vor kurzem im „Schweizer Spiegel Verlag“ ein Roman unseres Landsmanns Kurt Guggenheim. Das Erstlingswerk des Verfassers muß zu dem Besten gezählt werden, was schweizerisches Schrifttum in den letzten Jahren hervorgebracht hat. — Mit der Erlaubnis der Verleger drucken wir nachstehend das IX. Kapitel ab. Die Red.

Ihr Weg geht durch menschenleere Straßen, an Gartensockeln vorbei, auf granitene Trottoirrändern. Ihre Schritte widerhallen unangenehm laut, wie in einer verlassenem Wohnung. Die Straßen haben überraschend tiefe Perspektiven. Mit müden Augen blickt Yvonne an endlos hohen Fassaden empor. Welch ein langer Weg zu den Schlafstätten und den Kochherden der Menschen.

Die Limmat liegt bleiern zwischen der Wasserkirche und dem Stadthaus. Hinter den Türmen des Großmünsters ist die

Luft schwarz und dumpf. Eine weiße Möve kreist darin. Der Münsterplatz liegt menschenleer da zwischen den alten Häusern, wie eine verlassene Kinodekoration. Am Paradeplatz ist alles eckig und grau. Alle Schaufensterrolladen sind heruntergelassen, und in den Rillen liegt öliger Staub. Hinter den Gittern der Banken feiern die Kapitalien. Die wenigen Leute, denen sie begegnet, sind stumm und schemenhaft.

Yvonne steht auf der Brücke. Da taucht es seewärts, im Dunst des Gewittermorgens auf wie dunkle Segel. Aber es sind drei hohe Barken mit großen Männern, und sie kommen in lautloser Prozession flußabwärts. Niemand beachtet sie. Nur Yvonne beugt sich über das Geländer und blickt dem merkwürdigen Zug entgegen. Im ersten Boot sind zwei Männer — sie sind farblos und man kann ihr Gesicht nicht sehen —, und sie legen sich in die Ruder. Einer steht vorn und der andere in der Diagonale hinten. Zwischen ihnen liegt ein mit Tüchern bedecktes Etwas, das Yvonne nicht erkennen kann.

Hinter den Münstertürmen grollt ferner Donner, und immer mehr weiße Vögel kreisen im schwarzen Himmel, der sich über die Stadt wölbt, wie ein mit giftigen Dünsten geblähtes Zelttuch. Die Männer rudern aus Leibeskräften, aber sie kommen nur langsam näher.

Die mittlere Barke ist größer als die beiden andern. Aber sie hat keine Bemannung. Es ist, als ob sie durch die beiden andern fortbewegt würde. Es befindet sich auf ihr ein thronähnliches Gestell, das von einem dunkeln Tuch überdeckt ist. Rund herum am Schiffsrand sind Reiser eingesteckt. Zweifellos soll jemand abgeholt werden, oder es handelt sich um die Vorbereitung zu einem Wasserspiel.

Das Rollen des Donners wird stärker und stärker, und bald ist es ein zusammenhängendes, ununterbrochenes Dröhnen. Yvonne ist allein. Kein Mensch ist mehr auf der Straße. Ein fahles Licht liegt nur noch auf den Fassaden der Häuser, die den Fluß säumen, und alle Fenster sind schwarz und leer.

Unter der Brücke beginnt das Wasser der Limmat zu gurgeln und zu reißen. Schäumend teilt es sich unter den Brückenpfeilern. Auf einmal sieht Yvonne aus der dunkelgrünen Tiefe große, lautlose Fische auftauchen, zuerst wenige und dann

immer mehr. Ihre dicken, großschuppigen Leiber gleißen metallisch auf. Die runden Augen sind starr und traurig, als brächten sie schreckhafte Botschaft aus der Tiefe empor. Je deutlicher Yvonne hinblickt, um so mehr Fische entdeckt sie. Sie ist erstaunt, daß sie sie nicht früher gesehen hat.

Es erhebt sich ein warmer, säuselnder Wind. Er kommt von weit her. Er hat einen Geruch von Algen und faulem Wasser. Man hört ihn hinter den Häusern wimmern, ohne ihn selbst zu spüren. Oben ist er schon, denn da schaukeln die Möven lautlos im Sturme. Trockene Staubfahnen stieben hinter den Dächern in die Höhe und fallen wieder in sich zusammen wie geisterhafte Hände.

Der ganze Raum über dem Flusse ist von der Gewißheit eines herannahenden Unheils erfüllt. Noch ist es nicht da, aber man fühlt es, es bereitet sich vor, die Aufgeregtheit der Vögel und der Fische, das Brausen des Wassers und das Grollen des Sturmes künden davon. Alle Herzen setzen den Schlag aus. Die Häuser ducken sich. Fensterladen schlagen an die Mauern.

Ach, fliehen, fliehen! Entsetzliches nähert sich. Aber Yvonne ist an das Geländer der Brücke gefesselt, und sie schaut den Barken entgegen, die ihr flußabwärts entgegenkommen. Sie weiß es, von dort her kommt das Unglück auf sie zugefahren, aber es ist keine Rettung weit und breit, denn sie ist allein und ohne Liebe in der Welt. Sie weiß es zutiefst, auf eine verzweiflungsvolle Weise, sie trägt an allem die Schuld, aber sie kann es trotz angestrengtem Nachdenken nicht herausfinden wieso.

Auf einmal errät sie, daß es eine Traumlandschaft ist und daß sie nun wohl wach liegt, zusammengekauert wie ein Embryo, und daß die Bilder vor ihren Augen in den Muscheln ihrer Hände sind, in die sie heftig und angstvoll hineinatmet. Sie ist auf dem kleinen Diwan eingeschlafen. Sie fröstelt ein wenig, und leichter Schweiß ist auf ihrem Rücken.

Vor dem Fenster ist es Abend geworden, ein gewöhnlicher Sommerabend, mit den hellen, schreienden Knabenstimmen auf der Straße.

Yvonne liegt regungslos, aber alles, was nicht ihr Körper ist, zittert in ihr. Sie denkt in Bildern und Phantomen, und es

ist die Frage ‚wohin, wohin?‘, die pathetisch und furchtbar vom Traum her in die Wirklichkeit hinüberraft. Denn auch ihre wirkliche Welt ist unbeteiligt und unheilschwanger.

Sie hat Quirirs Bild vor sich, von damals, als er ihr die Haustür öffnete und seine Jacke vorn auseinanderfiel und sie durch den Spalt des Hemdes seine gebräunte Brust sehen konnte. Aber dann sieht sie ihn, wie sie ihn früher gesehen hat, vor zwei Jahren, an Valeries Seite, schweigsam und aufmerksam und fast ein wenig servil. Valerie hatte damals noch jenes Sieghafte und Großartige, das an Schiffe mit geschwellten Segeln gemahnte und das ihr angeflogen kam, sobald sie die Wohnung verließ und sie die Blicke fremder Menschen auf sich gerichtet wußte. Sie, Yvonne und Quirin, waren an ihrer Seite zwei arme, vergessene Trabanten, so leuchtend und sicher konnte sie an gewissen Tagen sein.

Aber es ist ein Zwangsbild da. Quirin hat einen Blick, den sie an ihm nie gesehen hat. Ein wesenloser Blick, der über die Dinge hinweg geht und irgendwo einen Horizont absucht, als fände er dort jenes Phantom, dem er hörig ist und das er Freiheit nennt. In einem solchen Augenblick muß er es getan haben. Sie sieht seine starken, ein wenig unbeholfenen Hände, die die Dinge mit den kräftigen Fingerbeeren behutsam anfassen. Sie halten ein Glas. Es liegt ein entfaltetes Apothekerpülverchen daneben. Aber es kommt kein richtiges Bild zustande. Alles bleibt verschwommen.

Yvonne steht auf und läuft durch das Zimmer. Sie trägt das bunte, großgeblumte Kimono ihrer Mutter, und die untern Ecken flattern gewohnheitsmäßig auseinander, wie sie es in Valeries verzweiflungsvollen Tagen getan haben.

Sie beugt sich über das Nachttischchen. Ein kleines, gesticktes Deckchen liegt über dem braungesprenkelten Marmor. Sie blickt mit zusammengekniffenen Augen hin, als müßten ihr die toten Dinge das Geheimnis verraten. Aber es bleibt alles nüchtern und alltäglich, zu nüchtern und zu alltäglich, verdächtig alltäglich, von jener beharrlichen Verschlossenheit der Dinge, die wir ohne Liebe und mit Mißtrauen betrachten.

Es erscheinen ihr noch deutlich zwei, drei Gesichter Quirins, die sie an ihm gesehen hat, aber jedes ist, wie immer bei

ihm, nur der Abglanz eines andern, das man nie zu sehen bekommt. Sie hat das immer verstanden, besser als ihre Mutter, scheint ihr. ‚Ich habe mein Geheimnis. Ich habe meinen Stolz. Ich habe meine Verachtung, und niemand kann mich verstehen‘, sagt er. ‚Ich bin einsam und unglücklich, aber diese Einsamkeit und dieses Unglück sind mein Stolz, meine Daseinsberechtigung, meine Rolle auf dieser Erde.‘

Ach, wie sie ihn haßt, wenn sie daran denkt.

Auf dem Bett liegt nur noch eine rotgeblümete Matratze. Es ist eine kleine, phantastische Gegend von Hügeln und Tälern. Wenn Yvonne darauf herniederblickt, so fühlt sie in sich eine unerklärliche Erregung. Es drängen sich ihr Bilder auf von düstern Spielen und Umschlingungen, von Dingen, die jenseits des täglichen Lebens im Keuchen der Nacht geschehen.

Das verlassene Bett ist der monströse Zeuge einer Vergangenheit, die sie fliehen und vergessen möchte. Aber gleichzeitig fühlt sie in sich, inwendig im Dunkeln, eine verwegene Neugierde. Über dem Geruch von staubiger und trockener Leinwand und Essig und Apotheke schwellt es von den Ausdünstungen menschlicher Körper, von festlichem und lüsternen Leben, und es mischt sich mit dem stechend-süßlichen Leichengeruch.

Mit geschlossenen Augen liegt das kleine Gesicht Yvones auf den blaßroten Blumen. Ihre Nüstern zittern leise. Das häßliche und nackte Leben hält seinen Einzug in ihr. Es ist alles zu Ende. Es gibt keinen Widerstand. Die Menschen sterben in den banalen Betten, in denen sie geliebt haben. In der Nacht werden sie gezeugt, sie werden für einen kurzen Augenblick ins Licht geboren und sterben wieder in die dunkle Nacht zurück. Hinter ihren geschlossenen Lidern sieht Yvonne die beiden Gestalten ihrer Mutter, die der toten und die der lebenden, die sich, wie die Gerüche, die sie hinterlassen haben, mischen und sich den Platz streitig machen. Sie ist allein und ohne Vermittlung den angstschwangeren Bildern ausgeliefert. Sie ist in einer hoffnungslosen Art zornig und mitleidig. Sie möchte ihre Mutter dem Tode entreißen und sie gleichzeitig für immer vergessen.

Auf dem Tisch steht das kleine Tintenfäßchen, das Valerie immer benützte. Yvonne schreibt. Es ist ein langes, ein wenig

konfuses Schreiben, mit gegen den Rand hin sinkenden Schriftlinien. Es ist darin die Rede von Quirin, von ihrem Verdacht und seiner Flucht.

Sie schreibt langsam und aufmerksam, wie unter einem Diktat. Von Zeit zu Zeit blickt sie durch die offene Balkontür, über die Dächer hinweg, in den blauen Abend hinaus. Ganz flüchtig nimmt sie die Barken ihres Traumes wahr.

Sie hat ausgeweint und sie ist voll von blinder Entschlossenheit. Sie kommt von weit her und greift in das Leben ein. Sie wußte nicht, daß Haß ein wohlüstiges Gefühl ist; sie gibt sich ihm hin, bräutlich und bleich.

Ihr Brief ist an die Behörde gerichtet.

SOMMERERINNERUNG.

Draußen vor der Stadt, wo sich der See zu weiten beginnt, liegt das Kaffeehaus, inmitten vom staubigen Grün des Sommers. Hinter ihm dehnt sich in mächtiger Breite der öffentliche Garten mit seinen hohen Buchen und dem kurzgeschorenen Rasen, der nicht betreten werden darf. Die Hunde sind an kurzer Leine zu führen, ansonst . . . Der Polizeimann, der unschuldig durch die Kieswege flaniert, als ob er sich heute einen freien Tag gönnte, hat ein scharfes Auge und ein Wachsbüchlein und einen spitzen Bleistift. Die Leute haben die Hast der Stadt verloren. Es liegt hier auch werktags Beschaulichkeit und Ruhe in der Luft. Nur die Vögel geben ihr Nachmittagskonzert und manchmal ein kreischender Bub oder das Grammophon, das einen Tango schluchzt und von Mondenschein und Madonna erzählt, daß man gerührt darauf verzichten könnte.

Der Seeplatz, der sich über dem Wasser erhebt, liegt im Dunkel der breitchigen Kastanien. Am Abend funkeln rote und grüne Lichter über dem Gelände und zittern verschwommen auf den kleinen Wellen, die an die Mauer klatschen. Jetzt hängen die Birnen tot und lichtlos am Draht. Im fernen Dunst ahnt man die Schneeberge. Die weichen Bergrücken des Mittelandes trennen See und Himmel. Links grüßt ein Dorf mit einem

hellen Kirchlein, und gegenüber ruht ein Sonnenfleck auf einer Handvoll Wiese. Dies empfindet man stärker, trotzdem alles in der Sonne badet. Wenn ein weißer Dampfer seine Furchen zieht, ist es, als ob der Augustnachmittag aus seinem Schlummer erwachte und sich die Augen riebe. Ein blanker Segler tändelt ziellos am Ufer dahin und zeichnet weite Kreise im Wasser, wie ein zufriedener Schwan.

An der Brüstung ist kein Platz mehr frei. Nur — aber da sitzen bereits zwei ältere Damen und ein Herr, der seinen Kragen abgenommen hat und einen Stumpen raucht und ab und zu mit dem Taschentuch über sein Gesicht fährt, den Strohhut tief im Nacken. Ich setze mich dann doch zu ihnen, nachdem ich mir aus Verlegenheit eine Zigarette angezündet habe, und bestelle einen Becher Hell. Die Damen fahren flüsternd in ihrem Gespräch weiter. Der Herr betrachtet mich über die Goldränder seiner Brille und tut so, als ob er ein Gespräch anfangen wollte. Man riecht den See und das knirschende Kies und das warme Bier und die Menschen. Es riecht nach Gartenwirtschaft und Sommer.

Ein schlankes Boot gleitet eitel über die blaue Fläche und steuert der Landungsstelle zu. Drinnen sitzt ein Mädchen, glaube ich. Jawohl, ein Mädchen in hellblauem Badetrikot. Das blonde Haar und die gebräunten Glieder passen gut zueinander. Es ist, als ob sich etwas Großes ereignen würde, so still wird es mit einem Mal an den Tischen ringsum. Nur zwei kleine Köter scheren sich nicht darum und klaffen einen Boxer an, der faul in die Sonne blinzelt. Das Mädchen hat mit ein paar kräftigen Ruderschlägen das Ufer erreicht und steigt behend die Leiter empor, die in den Garten hinaufführt. Unten schaukelt das leichte Boot. Man scheint hier die Ruderin zu kennen. Das Fräulein bringt ihr ohne Frage eine Flasche, wahrhaftig, eine Flasche Bier und dankt für das Trinkgeld und lächelt selbstverständlich und freundlich wie das blonde Mädchen, das nun wieder ins Boot steigt und davonrudert. Die Damen neben mir blicken sich stumm an, die Brauen hochgezogen, und mein Nachbar mit der Goldbrille tut einen kräftigen schlürfenden Zug aus seinem Glas, und man weiß nicht recht, über wen er sich lustig macht.

Draußen treibt das Boot mit dem knabenschlanken Mädchen, das irgendwem einen Ganzen bringt, sine sine, Nachsteigen höchste Beleidigung! Man hört wieder das Tellerklappern und die Hunde und die Gespräche, die eine kleine Sensation mehr haben. Jemand ruft verärgert: „Frölein, zaaahle!“

Fritz Tschudy.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Toepffer, Rodolphe, Die merkwürdigen Abenteuer des Malers Pencil. Neu herausgegeben von Adolf Guggenbühl. Geschenkband Fr. 6.—. (Schweizer Spiegel Verlag.)

Durch diese deutsche Ausgabe soll einer der einzigartigen Bildromane unseres Landsmannes Rodolphe Toepffer der deutschsprechenden Leserschaft zugänglich gemacht werden. Man kennt bei uns gewöhnlich nur den Schriftsteller Toepffer und weiß nicht, daß er einer der unvergleichlichsten Karikaturisten war, ein Künstler, der oft, und nicht zu Unrecht, der „schweizerische Wilhelm Busch“ genannt wurde. Jung und alt wird an diesem lustigen Bilderroman seine Freude haben.

Häberlin, Paul, Wider den Ungeist. Eine ethische Orientierung. Ganzleinen geb. Fr. 6.60. (Schweizer Spiegel Verlag.)

Dieses Werk des Basler Philosophen ist ein Ruf zur Besinnung. Nur eine grundsätzliche, ethische Neuorientierung kann uns den Weg aus dem Chaos der Gegenwart weisen. Der Verfasser bietet kein bequemes Rezeptbuch über das, was wir tun oder lassen sollen. Er verlangt von seinen Lesern Mitarbeit. Aber, wer diese nicht scheut, findet in Häberlin einen Führer von unbestechlicher Klarheit.

V.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT.

Die Zentralstelle ist die Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft. Sie vermittelt, was der Student zum Studium benötigt, zu günstigen Preisen:

Antiquarische Bücher, weiter Papeteriewaren, Bestecke, Labor- und Klinikermäntel, fertig und nach Maß, Schreibmaterialien. Schreibmaschinen und Mikroskope, kauf- und leihweise. Der Verkauf von neuen Büchern ist eingestellt.

Öffnungszeiten: Täglich 9—13 Uhr, Dienstag und Donnerstag auch 15—17.30 Uhr.

VON DER BIBLIOTHEKS-KOMMISSION

wurden angeschafft:

- Barth K.: Weihnacht.
- Carnot M.: Die Geschichte des Jörg Jenatsch.
- Existenz, theologische, Heft 15—18.
- Forel: Rückblick auf mein Leben.
- Frank: Die letzten vier von St. Paul.
- Grob R.: Der Bund der Eidgenossen, ein Wagnis des Glaubens.
- Hindenburg: Aus meinem Leben.
- London: Drei Sonnen am Himmel.
- Loon: Der Ueberwirkliche.
- Rabener: Denn ich bin ein Mensch gewesen.
- Rothkirch: Deutsche Kunst.
- Schi Nai An: Die Räuber vom Liangschan Moor.
- Schlochow: Neuland unter dem Pflug.
- Stickelberger: Zwischen Kaiser und Papst.
- Wiechert: Die Majorin.
 - Die Flöte des Pan.
 - Das Spiel vom deutschen Bettelmann.
 - Der Todeskandidat.

Für die Bibliothekskommission: **R. Tanner.**

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Der Vertrag mit dem Schweizerischen Buchhändlerverein.

Die Studentenschaft der Universität hat mit dem Schweizerischen Buchhändlerverein ein Abkommen folgenden Inhaltes getroffen:

Die Mitglieder des Schweizerischen Buchhändlervereins gewähren den Studierenden der Universität Zürich auf ihre sämtlichen Bücherbezüge, soweit diese zum eigenen Gebrauch erfolgen, einen Abzug von 10%. Voraussetzung der Abzugsberechtigung ist Barzahlung oder Zahlung innert 30 Tagen. Der Abzug erfolgt gegen Vorweisung der Legitimationskarte der Universität Zürich und zwar in der Weise, daß den Studierenden die Bücher zu einem um 10% des Ladenpreises herabgesetzten Preis abgegeben werden.

Es sei ganz besonders darauf hingewiesen, daß der Abzug nur für die zum eigenen Gebrauch gekauften Bücher bestimmt ist und nicht auch auf Einkäufe für Drittpersonen erstreckt werden darf. Mißbrauch zieht den Entzug der Abzugsberechtigung für den betreffenden Studenten nach sich.

Der Präsident des KStR: **Baumgartner.**

FAKELZUG.

Kommilitoninnen, Kommilitonen!

Der diesjährige Dies Academicus findet am Montag, den 29. April, statt, der Fackelzug der Studentenschaft ist auf den Vorabend, Sonntag, den 28. April, angesetzt.

Mit unserem Fackelzug danken wir dem Zürcher Volk für die Opfer, die es für unsere Universität bringt. Spezieller Dank gilt dieses Jahr dem zurücktretenden Erziehungsdirektor, Herrn

Regierungsrat Dr. O. Wettstein, für seine Verdienste um Universität und Studentenschaft.

Es soll deshalb Ehrenpflicht jedes Studierenden sein, am Fackelzug teilzunehmen, das einzige Mal im Jahr, daß die Gesamtstudentenschaft einheitlich auftritt.

Plaketten, die zu Beginn des neuen Semesters durch Studentinnen verkauft werden, berechtigen zur Teilnahme.

Ernst W. Hulftegger.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 15. April 1935.
Redaktionsschluß: 29. März 1935.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

.....

Kommilitonen!

kauft bei unsern Inserenten!

.....

Apfelhammer
RINDERMARKT 12 TEL. 22.336
GOTTFRIED KELLERSTUBE
FWULLIMANN KÜCHENCHEF

Wenn die Märzenblümchen
[sprießen,
kennt man keine Traurigkeit;
und mit edlem Wein begießen
wir die schöne Frühlingszeit.



Das führende
Haus der

HERREN-MODE

Ch. Fein-Kaller

Studierende
5 % Rabatt

Bahnhofstraße 84
Limmatquai 52
vis-à-vis Rathaus

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerie-Anlagen

Universitätstraße 19
Telephon 29.573

Fachmännische
Beratung



GEORG MÜLLER, ZÜRICH 6

Stampfenbachstr. 85 — Tel. 47.051

Spezialhaus für

Reit- und Militär-Unterkleider

HOTEL WEINGARTEN + HORGEN

TERRASSE · GARAGE

Vorzügliches aus Küche und Keller
Tel. 924.736 O. Bochsler, Küchenchef

10% bei Blumen-Schärer

Fleurop Mitglied, Universitätstraße 25 - Telephon 26.528



Vermietet auch

Wagen an Selbstfahrer

Neueste

Mercedes und Chrysler

Cabriolets und Limousinen

18 Tage Süditalien

4. bis 21. April

in kleiner Gruppe von höchstens 25 Teilnehmern. Hastloses Beschauen und Eingehen auf Land und Volk.

Rom: 3 Tage, Neapel: 7 Tage (Tagesausflüge nach Pompei, Ischia, Pozzuoli - Solfatara - Cuma; Besteigung des Vesuvs), Positano: 3 Tage, Capri: 3 Tage, 2 Reisetage. Auskunft und Prospekt durch die Reiseleitung: M. FREY, USTER, Schulweg 4 - Tel. Uster 969.860.

Qualitäts

**TUCH
FABRIK
TRUNS**

MASS-ANZÜGE

direkt ab

KLEIDER-FABRIK

IN TRUNS (GRAUB.)

FILIALEN

ZÜRICH

BAHNHOFSTR. 67

CHUR

GRABENSTRASSE 40

Reichert Mikroskope



**leistungsfähig
zweckmäßig
sehr preiswert**

Generalvertreter:

E. SCHILTKNECHT, Ing.

Arterstraße 26, Zürich 7

Auch bei der Zentralstelle der Studentenschaft erhältlich.

Warum kaufe ich ein Bettsofa?



Weil so ein Sofa in einer Minute in ein Bett für ein und zwei Personen verwandelt ist, und damit ein ganzes Zimmer erspart werden kann.

A. BERBERICH, ZÜRICH 8
Dufourstr. 45 (b. Stadttheater)



RESTAURANT FLÜHGASSE

Selbstgepflegte Weine. Jeden Samstag und Sonntag selbstgebackene Wähen und Bauernbrot. Höflich empfiehlt sich HCH. UNHOLZ

AUS DEM BRIEFE EINES INGENIEURS:

Bordeaux, den 24. 2. 32
Ich komme von Eisenbahnarbeiten
in Afrika und bleibe einige Tage
hier, um mich nach Nicaragua
einzuschiffen.

Die Schweizeringenieure sind die internationalsten Menschen, die es gibt. Immer in unerschlossenen Gebieten, immer am Rande der Zivilisation, das eine Mal im äussersten Osten, das andere Mal weit im Westen, heute fast am Nordpol und einige Wochen später im Feuerland, führen sie ein intensives, interessantes aber auch gefährliches und aufreibendes Leben.

Der Schreiber obigen Briefanfanges fährt fort:

«Seit 10 Jahren führe ich das Leben und bin dabei gesund geblieben. Ihre in tropischen Ländern und bin ein ständiger Konsument Ihrer vorzüglichen Ovomaltine geworden. In Gegenden, wo die Lebensmittelversorgung schwierig war, habe ich mich monatelang fast ausschliesslich mit Ovomaltine und Pulvermilch ernährt und bin dabei gesund geblieben. Ihre Ovomaltine ist für mich wirklich unentbehrlich.»

Der Briefschreiber wollte keinen Propagandabrief schreiben, denn sein Zweck ist, zu reklamieren, weil Ovomaltine in abgelegenen Gegenden schwer erhältlich, oder dann zu teuer sei. Er bestätigt aber mit seinem Schreiben nur, was wir immer sagen:



«OVOMALTINE

ist überall da am Platz, wo die gewöhnliche Ernährung nicht ausreicht.»

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.- und Fr. 3.60 überall erhältlich.

Dr. A. WANDER A.-G., BERN